

JULIE HEILAND

Die
Freundinnen
vom
Strandbad

Wogen der Freiheit

ROMAN



ullstein

Sie war ihm dankbar dafür – zumindest, bis sie seinen wütenden Gesichtsausdruck sah.

»Es ist fast sieben«, sagte er. »Ich dachte, ich komme nach Hause, und wir essen gemeinsam, aber niemand ist da. Hast du dich mal wieder im Strandbad gesonnt?«

Sie schmeckte Salz, spürte etwas Feuchtes ihre Wangen hinablaufen. Im Spiegel sah sie, dass ihre Wimperntusche verlaufen war.

»Was ist passiert?«, fragte Kurt nun sanfter.

Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. »Ich war einkaufen und wollte uns für heute Abend etwas Leckeres kochen, aber da wurde ich von zwei Polizisten abgeführt wie eine Kriminelle. Ich musste mit ihnen aufs Präsidium fahren, wo ich verhört wurde. Es war so schrecklich!« Sie schlang die Arme um ihn.

»Nun mal der Reihe nach.« Kurt strich ihr tröstend über den Kopf. »Was wollten die denn von dir?«

Wie viel konnte sie Kurt anvertrauen? Er war ihr Mann, sie sollte ihm alles erzählen können, und doch riet ihr eine innere Stimme, vorsichtig zu sein. »Clara ist offenbar seit ein paar Tagen nicht zur Arbeit erschienen, und zu Hause ist sie auch nicht. Die gehen davon aus, dass sie in den Westen rübergemacht hat.«

Kurt klemmte ihr eine Haarsträhne hinters Ohr. »Und, hat sie?«

Warum war er so ernst? Fast einschüchternd. Sonst tat er doch stets alles mit einem Schulterzucken und einem Lachen ab. Gerade jetzt hätte Betty diese Unbeschwertheit gebraucht.

»Ich weiß nicht ...«, log sie.

Kurt drückte ihren Kopf an seine Brust und streichelte ihr über den Rücken. »Du kannst mir alles anvertrauen, Betty.«

»Das weiß ich doch«, sagte sie. »Wenn mir was einfällt, bist du der Erste, dem ich davon erzähle.«

Eine weitere Lüge.

»Und jetzt schmiere ich uns ein paar Brote, einverstanden?«

Als sie in die Küche ging, spürte sie noch immer Kurts Blick im Rücken.

10.

Martha

Als Martha an diesem Morgen die Wohnung der Reinharts verließ, um zur Redaktion der *Evelyn* aufzubrechen, wurde sie vor der Haustür von einem Polizisten in Empfang genommen. Er war noch jung, hatte vermutlich gerade erst seine Ausbildung hinter sich.

Zum Glück war Betty am Abend zuvor unter dem Vorwand, ein Buch von zu Hause holen zu wollen, zu ungewöhnlich später Stunde vorbeigekommen, um Martha vorzuwarnen. Sie war blass gewesen, ihre Augen rot und verquollen.

Bettys Mutter war im Nachthemd in den Flur gekommen und hatte die Tochter besorgt gemustert, aber nichts gefragt. Dann hatte sie ihnen einen Teller mit Butterkeksen gebracht und war schlafen gegangen. Beim kleinsten Geräusch, etwa wenn ihr Vater im Schlafzimmer gehustet hatte oder ein Auto vorbeigefahren war, war Betty zusammengezuckt. Und immer wieder hatte sie zwischen den Vorhängen hindurchgelugt, als würde sie damit rechnen, dass ein Stasi-Mitarbeiter vor dem Plattenbau stand und sie beobachtete.

»Es war Gert, der mich verhört hat«, hatte sie erzählt. »Ich hatte das Gefühl, dass er alles weiß! Sogar in welchem Monat ich bin, wusste er!«

Als der Polizist sie aufforderte, in den Wagen zu steigen, weigerte Martha sich. »Ich muss dringend zur Arbeit. Ich hab gerade erst angefangen und will keinen schlechten Eindruck machen.«

Gnadenlos packte er sie am Oberarm, schob sie zum Wagen. »Steigen Sie ein, wird's bald.«

Obwohl Martha sich auf diesen Moment vorbereitet hatte, zitterten ihre Hände. Würde man sie nur über Claras Flucht ausfragen? Oder wusste man auch über ihre Mitarbeit bei *Radio Freigeist* Bescheid? Ihr war nach Weinen und Schreien zugleich zumute, als sie sich vorstellte, dass die Redaktionskonferenz, die für diesen Dienstagvormittag angekündigt worden war, gerade begann und Frau Hartweg feststellte, dass Marthas Platz leer war.

Sie schloss die Augen, versuchte, ruhig zu atmen.

Als warmes Sonnenlicht ihre Lider kitzelte, warf sie einen Blick aus dem Seitenfenster. Erstaunt stellte sie fest, dass sie gar nicht in Richtung Zentrum unterwegs waren. Neben ihr funkelte der Müggelsee. Ihr wurde mulmig zumute. Was wurde das hier? Wohin brachte man sie?

Der Wagen hielt. Rechts von ihr stand in blauen schlichten Lettern: »Strandbad Müggelsee«.

»Aussteigen«, hieß es knapp.

Uschis Kiosk war um diese Uhrzeit noch verrammelt. Bis auf ein paar Studenten, die sich was dazuverdienten, indem sie Müll aufsammelten und Sandburgen mit Rechen eben machten, war das Strandbad leer.

Nur ein Mann stand auf der Dachterrasse. Beiger Mantel, Hut. Er wandte sich zu ihr um, und ihr Herz setzte einen Schlag aus. Da war er, der Mann, den sie so viele Jahre für ihren Vater gehalten, dem sie vertraut hatte und der sie doch nie als Tochter hatte akzeptieren können. Der sie sogar ausspioniert hatte.

Der Mann, der den Vater ihrer besten Freundin auf dem Gewissen hatte.

Gert Asseln.

»Ist es dir nicht gestattet, mich offiziell zu verhören?« Sie schob die Hände in die Taschen ihrer Jacke.
»Lässt du mich deshalb hier rausbringen?«

Ihr Adoptivvater gab dem jungen Polizisten ein Zeichen, der sich daraufhin zurückzog. »Ich wollte in Ruhe mit dir reden. Ich dachte, das hier wäre ein guter Ort dafür.«

»Damit du mir auch den letzten schönen Fleck, an dem ich mich noch wohlfühle, kaputt machst?«

Gert blieb ruhig. »Damit du dich daran erinnerst, dass du es gut bei uns hattest. Wenn ich hier bin, dann denke ich nämlich an den Tag, als du dich das erste Mal getraut hast, einen Körper ins Wasser zu machen.«

»Du hast mich gezwungen«, fuhr sie ihn an. »Du hast gesagt, wenn ich nicht endlich ins Wasser springe, dann lässt du mich hier, und ich muss ganz allein im Strandbad übernachten.«

»Und du bist gesprungen und hast es gemeistert. Du hast nur etwas Druck gebraucht und bist am Ende über dich selbst hinausgewachsen.«

»Ohne Druck hätte ich den Körper garantiert auch gelernt. Es hätte nur länger gedauert. Aber noch mal: Was soll das? Du willst doch nicht gemeinsam mit mir in Erinnerungen schwelgen.«

»Ich weiß, dass du mich für den Bösen hältst. Aber ob du's glaubst oder nicht: Ich hab dich nur deshalb im Auge behalten, weil du mir etwas bedeutest. Du bist vom rechten Weg abgekommen. Aber auch du glaubst an diesen Staat, liebst dein Land. Das haben wir gemeinsam.«

»Komm mir bloß nicht so!« Sie hatte die Stimme erhoben.

»Ich bin nicht hier, damit wir uns gegenseitig Vorwürfe machen. Ich bin hier, damit du dich daran erinnerst, wie begeistert du bei der FDJ dabei warst, welche Möglichkeiten dir dieser Staat geschenkt hat, welche Perspektiven sich dir eröffnen. Und das ist dir auf einmal nichts mehr wert? Schau, wie's bei denen drüben ist. Der faulende, absterbende Kapitalismus macht die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer. Und irgendwann brechen sie einen neuen Krieg vom Zaun, weil ihnen die Absatzmärkte knapp werden. Deshalb müssen wir die Deutsche Demokratische Republik schützen. Wir beide wollen doch eigentlich dasselbe: den Sozialismus aufbauen. Wir müssen nicht gegeneinander sein. Wir könnten an einem Strang ziehen und Großes bewirken.«

»Aber das will ich nicht mit dir und deinen Genossen! Ihr schließt eure Kritiker weg und macht sie mundtot. Ihr habt eine Mauer gebaut, die die Menschen hier einsperrt! Ihr habt Familien, Liebende, Freunde auseinandergerissen! Wie lange ist es her, dass der Erste an der Mauer ermordet wurde? Einen Tag, zwei Tage? Und ihr startet sogleich eine hässliche Diffamierungskampagne, der Mann sei doch nur ein homosexueller Prostituiertes gewesen. Selbst wenn es so war, er war ein Mensch, er war einer von uns.«

»Das ist ein Kampf, Martha! Ein Kampf für etwas Großes! Natürlich müssen wir da das eine oder andere Opfer in Kauf nehmen.«

Sie schüttelte den Kopf. Das hier hatte doch keinen Sinn. Sie sprach mit einem Fanatiker.

»Wie ist es Clara gelungen zu fliehen?«, fragte er auf einmal.

»Ihr wisst doch sonst alles«, erwiderte sie. »Das etwa nicht?«

»Hör auf mit den Spielchen. Du hast ihr geholfen. Wie ist sie rüber?«

»Ich soll ihr geholfen haben? Ich stamme doch aus einer mustergültigen sozialistischen Familie, das kann gar nicht sein.« Ihre Stimme triefte vor Sarkasmus.

»Eine Familie, mit der du gebrochen hast. Das ist kein Geheimnis.«

»Weil mein Adoptivvater so besessen ist, dass er mich fast umgebracht hätte!«, schrie sie. »Und Claras Vater ist tot!«

Auf einmal holte er aus und ohrfeigte sie so heftig, dass ein paar Sekunden lang Sterne vor ihren Augen tanzten. Als sie die Lider wieder hob, sah sie ihn nur undeutlich, was daran lag, dass ihre Brille zu Boden gefallen war.

»Martha, ich will dich doch nur beschützen«, hörte sie ihn sagen, sanft, als hätte er tatsächlich so etwas wie Mitgefühl.

Fast hätte sie gelacht. Sie schmeckte Blut.

Er zog ein kariertes Tuch aus einer der Taschen seines Mantels und tupfte ihr über Lippen und Kinn. Sie ließ ihn gewähren. »Die Rede, die du bei deiner Abiturfeier gehalten hast, wurde von einigen als Aufruf zum Protest verstanden. Du hast Kontakt mit Anna Kubiki aufgenommen, die im Visier der Staatssicherheit ist. Wenn du nicht allmählich lernst, Freund und Feind zu unterscheiden, dann bist du bald selbst im Visier.«

»Glaub mir, ich habe gelernt, wem ich vertrauen kann und wem nicht.«

Sie bückte sich, um ihre Brille vom Boden aufzuheben. Aber er war schneller, hatte sie sich schon geschnappt und polierte die Gläser mit seinem Taschentuch.

»Ach ja? Ist das so?«, erwiderte er. »Dann weißt du also, dass deine Freundin gestern eine umfassende Aussage gemacht hat?«

Martha wurde kalt. »Welche Freundin?«

»Bettina Reinhart.«

Sie schüttelte den Kopf. »Das glaube ich nicht. Du lügst.«

Sie führten einen stummen Kampf mit Blicken, den sie verlor.

»Weiß Valerie eigentlich, was du hier machst?«, fragte sie ihn.

»Ja.« Er reichte ihr die Brille. »Sie wollte nicht mitkommen. Sie will nichts mehr mit dir zu tun haben.«

Auch das glaubte sie ihm nicht.

»Du bist armselig«, sagte sie und wandte sich ab.

»Ich finde die Wahrheit schon heraus«, rief er ihr nach, als sie schon fast den Ausgang erreicht hatte und ihre Brille aufsetzte.

Sie hielt inne. Wandte sich zu ihm um. »Die Wahrheit interessiert dich doch gar nicht.«

Als Martha das Strandbad verließ, pochten ihre Schläfen schmerzhaft. Das Haarband, das Betty ihr für den heutigen Tag geliehen hatte, war verrutscht. Sie zog es vom Kopf. Ein Spaziergänger starrte sie an. Vermutlich hatte sie noch immer Blut im Gesicht. Ihre Nase pochte auch. Sie hatte nicht gedacht, dass sie dazu in der Lage war, so abgrundtiefen Hass gegen einen Menschen zu empfinden. Warum ließ Gert sie nicht einfach in Ruhe?

Ihr war danach, sich ins Bett zu verkriechen, die Decke über den Kopf zu ziehen und zu weinen, und doch schleppte sie sich zur Tram, obwohl sie ahnte, dass es keinen Sinn hatte. Sie war zu spät. Bestimmt war es bereits neun Uhr. Bis sie an der Schönhauser Allee ankam, wäre die Redaktionssitzung vorbei. Aber

vielleicht, mit etwas Glück, hätte Frau Hartweg ja Verständnis, wenn Martha ihr schilderte, was vorgefallen war? Oder würde es die Chefredakteurin nur noch misstrauischer machen, wenn sie erfuhr, dass die Stasi es auf Martha abgesehen hatte?

Kaum hatte Martha den Aufzug verlassen und die Redaktion betreten, winkte Susi sie zu sich an den Schreibtisch. »Da bist du ja endlich! Wo zum Teufel hast du gesteckt?«

»Frag lieber nicht ... Bin ich gefeuert?«

»Ich weiß nicht.« Susi machte einen zerknirschten Gesichtsausdruck. »Frau Hartweg war jedenfalls nicht begeistert, dich nicht am Konferenztisch zu sehen.« Sie kniff die Augen zusammen und beugte sich zu Martha vor. Die Brille, die neben ihr auf dem Tisch lag, trug sie nur im absoluten Notfall. »Du siehst ja schrecklich aus. Sag mal, ist das da Blut in deinem Gesicht?«

Martha befeuchtete ihren Zeigefinger mit Spucke und rieb sich damit über das Kinn. »Ist es weg?«

In der Metallverkleidung des Aufzugs hatte sie undeutlich ihr Spiegelbild gesehen und war erschrocken. Ihr Pony war zerzaust, ihr eigentlich hoher Pferdeschwanz hing auf halbmast. Und zu allem Überfluss zeichneten sich unter ihren Achseln zwei große Schweißflecken auf dem schwarzen Stoff ihrer knittrigen Bluse ab.

Martha strich sich mit beiden Händen übers Gesicht. Einst mustergültig, war sie nun ein anschauliches Beispiel für das Wort »asozial«. »Glaubst du, ich kann mich noch schnell frisch machen?«

Die Frage erübrigte sich, denn ein lauter Pfiff schrillte durch den Redaktionsraum. Frau Hartweg stand vor der Tür zu ihrem Büro, Daumen und Mittelfinger noch an den Mundwinkeln, und sah Martha direkt an.

»Sie will dich sprechen«, übersetzte Susi.

»Ich bin doch kein Hund, den man herbeipfeifen kann«, murmelte Martha wütend.

Sie fühlte sich ein bisschen so, als wäre das hier ihr ganz persönlicher Gang zum Schafott. Das Büro der Chefredakteurin stand offen. Martha wartete im Türrahmen und wagte es nicht, etwas zu sagen, denn Frau Hartweg hatte sich gerade in ein Gespräch mit einem Fotografen vertieft, der ihr eine Auswahl an Modefotografien präsentierte. Außer ihm war noch Audrey Hepburn anwesend, die einen Block an ihre Brust drückte und wie auf einer Trauerfeier ganz in Schwarz gekleidet war.

»Wie schön, dass Sie uns auch noch mit Ihrer Anwesenheit beehren«, sagte Frau Hartweg plötzlich und wandte sich Martha zu.

Audrey Hepburn senkte den Blick auf ihre glänzend polierten Stiefel.

Martha holte Luft, um sich zu rechtfertigen, aber die Chefredakteurin schnitt ihr mit einer scharfen Geste das Wort ab. »Mich interessieren Ihre Entschuldigungen nicht.«

Sie wandte sich wieder den Aufnahmen zu, die der Fotograf nebeneinander an eine Korkwand pinnte.

»Vielleicht wirken die Farben von weiter weg noch mal anders ...«, setzte der Mann an.

»Wie lese ich denn bitte eine Zeitschrift? Von weiter weg etwa? Nein, das ist es einfach nicht. Die Menschen dort draußen haben noch keine Lust auf gedeckte Herbstfarben, schon gar nicht in diesen Zeiten. Ich brauche etwas Pfiffiges, etwas Starkes! Das ist so alles so gewöhnlich und viel zu steril. Und dieses Modell habe ich erst letzten Monat in der *Sibylle* gesehen. Gibt es denn immer nur die gleichen Gesichter?«

»Aber wie sollen wir so schnell neue Modelle organisieren, einen anderen Ort finden und ein Thema?«, gab der Fotograf zu bedenken. »Wir sind eh schon spät dran.«